

dtv

Ein Hund ist ein großartiges Wesen, findet Martina Meister. Er ist treu, verlässlich und gibt einem das Gefühl, sich auch ohne Worte zu verstehen. Ein Hund hat keine schlechte Laune, seine Liebe ist nicht an Bedingungen geknüpft, kurz: Er bereichert das Leben. Doch was bedeutet es wirklich, einen Hund aufzuziehen? Mitten in Paris, wo sie mit ihrer Familie lebt, lässt sich Martina Meister auf das Abenteuer ein und führt Buch darüber. Sie erzählt, warum sie kein Rudelführer werden will, was sie von den Methoden der Hundeflüsterer hält, warum Ernährung zwar wichtig, kochen für den Hund aber nur manchmal eine Option ist, und warum Hundespeichel – einmal quer übers Gesicht geschleckt – besser wirkt als Botox. Eine ebenso charmante wie unterhaltsame Lektüre und eine große Liebeserklärung.

Martina Meister ist Journalistin und lebt seit elf Jahren in Paris. Sie schreibt für ›Berliner Zeitung‹, ›Frankfurter Rundschau‹, ›Tagespiegel‹, ›Zeit‹, ›Feinschmecker‹, ›Myself‹. Nebenbei betreibt sie die Webseite »Mad about Paris«, die Paris-Reisenden das Leben erleichtern und allen anderen beim Träumen helfen soll. Sie ist verheiratet, hat zwei Söhne und einen Flat Coated Retriever.

Martina Meister

Filou

oder
Glücklich mit Hund



Deutscher Taschenbuch Verlag

Die Zitate auf den Seiten 155, 159 und 167 stammen aus:
John Steinbeck: Die Reise mit Charley. Auf der Suche nach Amerika.
Aus dem Englischen von Burkhart Kroeber.
© Paul Zsolnay Verlag Wien 2002

**Ausführliche Informationen
über unsere Autoren und Bücher
finden Sie auf unserer Webseite
www.dtv.de**



Dieses Buch ist als eBook erhältlich.

Originalausgabe 2015

© 2015 Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG, München

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt.

Sämtliche, auch auszugsweise Verwertungen bleiben vorbehalten.

Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen

Umschlaggestaltung: Katharina Netolitzky unter Verwendung
eines Fotos von Artlistimages from Artlist, Inc.

Satz: Bernd Schumacher, Augsburg

Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-34835-5

Dieses Buch handelt vom Glück. Vom Glück, mit einem Hund zu leben. Auch in der Großstadt. In unserem Fall ist es Paris. Hauptfigur ist Filou, erst ein kleines schwarzes Wollknäuel, noch tapsig und entzückend, dann bald ein ausgewachsener und hoffentlich wohlerzogener Flat Coated Retriever, der uns glücklich machen wird. So jedenfalls steht es im Drehbuch.

*»Der Wunsch, ein Tier zu halten, entspringt
einem uralten Grundmotiv – nämlich der
Sehnsucht des Kulturmenschen nach dem
verlorenen Paradies.«*

Konrad Lorenz,
Zoologe und Verhaltensforscher

Zungenküsse 9

*Über abgöttische Liebe,
die auf Gegenseitigkeit beruht*

Sollen wir uns das antun? 23

Über die Angst vor Abhängigkeit

Wollt ihr mich wirklich Brutus nennen? 35

Was der Name des Hundes erfordert und verrät

Liebe auf den ersten Blick 46

Wie man Welpen testen könnte und es dann doch sein lässt

Filou wechselt die Meute 58

*Warum in Büchern nicht steht,
dass der Hund in der Flugbox wimmert*

Willkommen auf der Ranch 66

Wie Filou den Büroalltag nicht nur olfaktorisch bereichert

Ein Weltwunder am anderen Ende der Leine 79

*Warum Welpen die Menschen bezaubern und
wie Filou das Marais erobert*

Gestillt wird nicht 85

Warum Hunde Hüftsteaks kaufen würden

Bitte nicht die Pradaschuhe 100

Was man bei der Erziehung alles falsch machen kann

Auslauf auf Bestellung 119

Wie neue Dienstleister das Leben des Stadthunds versüßen

Wow, was für ein Guru! 130

Warum ich niemals Rudelführer werden will

Wissen, wann das Ende gekommen ist 141

Warum es so schwer ist, einen Hund zu begraben

»Wunderbarer Sappilo« 155

Wer mit Hund reist, landet zwischen allen Stühlen

Der will doch nur spielen! 172

Von Bällen, Kongs und anderen Objekten der Lust

Glücklich mit Hund 183

Warum Hundespeichel besser wirkt als Botox

Zungenküsse

Über abgöttische Liebe, die auf Gegenseitigkeit beruht

Seit Filou bei uns ist, mache ich die Erfahrung, dass sich die Welt in mehrere Teile spaltet: Es gibt die Hundenarren, also Leute wie mich – und ich bilde mir ein, wir sind in der Überzahl –, die sich am liebsten mit jedem Hund zusammen auf der Straße rollen würden und die glücklich, ja ekstatisch beim Anblick eines Welpen werden, dem die Neugierde und die Unschuld ins Gesicht geschrieben stehen. Auf der anderen Seite gibt es die Gruppe der Hundehasser, die ihrer Abneigung oder ihrer Angst mitunter lautstark Ausdruck verleihen. Und schließlich die seltsame Gruppe der Gleichgültigen, die nicht einmal merken, wenn ein entzückendes Tier in Form eines Wollknäuels an ihrem Hosenbein herumschnüffelt.

Ich gebe zu, die beiden anderen Teile der Menschheit nicht ganz zu verstehen, diese Leute, die ein treuer Blick und eine feuchte Hundenase einfach kaltlassen. Wie ist es möglich, dass einem beim Anblick eines Welpen nicht das Herz aufgeht? Mich zwingt er sofort in die Knie, wo ich in der Regel säuselnde Liebesbekundungen ausstoße und Nase an Nase mit einem mir unbekanntem Wesen ende. Wenn ich einen Schwanz hätte, so viel ist sicher, würde er angesichts von Hunden wedeln. Und es ist dabei völlig egal, ob sie alt oder jung sind, klein oder groß, und fast würde ich sogar hinzufügen: schön oder hässlich.

Hunde sind einfach großartig, sie sind uns voraussetzungslos zugetan. Ihre Liebe fragt nichts, sie wollen nicht viel zurück, sie machen mit ihrer Zuneigung keine Geschäfte. Das ist der Grund, warum wir uns den ganzen Ärger, die Mühen und Ausgaben mit

einem Tier zumuten, an das wir uns für viele Jahre binden. Menschen, die Hunde weder mögen noch verstehen, Menschen, die Katzen bevorzugen, meinen stets, ein Argument gegen Hunde darin zu finden, dass sie »hündisch« seien. Sie fühlen sich irgendwie abgestoßen von der schönen Hingabe dieser Tiere, von ihrer amüsanten Gefallsucht. »Hündisch« soll heißen: Hunde haben keinen Charakter, sie unterwerfen sich einfach so, sie haben, angeblich, keine Individualität. Aber wer einen Hund hat, weiß es besser.

Und er weiß, dass sie kaum je schlechte Laune haben. Ihr Tag kann noch so langweilig oder schlecht gewesen sein, sie lassen es bestimmt nicht an uns aus, machen uns nie Vorwürfe. Sie sind einfach dankbar für unsere Präsenz und wir für die ihre. Sie begrüßen uns freudig an der Haustür, so als wären wir gerade von einer langen Weltreise heimgekommen, selbst wenn es nur ein ganz kurzer Besuch bei der Nachbarin war. Und noch etwas kommt hinzu: Hunde haben immer Lust zu spielen, was bei Menschen im Prinzip nicht anders ist, sich aber leider ändert, wenn wir den Kinderschuhen einmal entwachsen sind. Dann verbieten wir uns das interesselose Spiel in aller Regel und sublimieren es: Die Begeisterung für Fußball, Eishockey oder Tennis erlauben wir uns als eine Art atavistischen Luxus, aber wie dankbar sind ausgewachsene Männer, wenn sich ein Hund findet, dem sie stundenlang Bälle oder Stöckchen werfen können? Hunde sind ein hervorragender Vorwand, sich dem Spiel hinzugeben. Auch als Erwachsener.

Es ist seltsam, aber noch nie hat mich jemand gefragt, warum ich einen Hund habe. Die Hundefeinde oder -skeptiker interessiert das nicht, und Hundefans stellen sich solche Fragen nicht. Wenn ich darauf antworten müsste, würde ich vermutlich sagen: Es ist wunderbar, das Leben mit einem Wesen zu teilen, das immer froh und freudig ist, das begeistert ist, wenn es nach draußen geht, es aber genauso liebt, sich zu Hause vor das Kamin-



feuer zu legen. Ich genieße es, seine Anwesenheit zu spüren, und genauso spüre ich, dass ihn die meine ebenfalls glücklich macht. Ich bin froh, dass er nicht reden kann, denn er widerspricht mir nie. Andererseits vermittelt er mir das Gefühl, dass wir uns gut verstehen, ganz ohne Worte.

In Deutschland gibt es heute mehr Hunde als Kinder im Vorschulalter. Irgendetwas machen Hunde also richtig und Kinder falsch. Der Hund ist zu einem echten Gesellschaftsphänomen und somit zu einem gigantischen Wirtschaftsfaktor geworden. Allein hierzulande werden mehr als fünf Milliarden Euro jährlich für Futter, Spielzeug und andere Dinge ausgegeben. Ganze zwei Milliarden entfallen allein auf das Futter. Es besteht also kein Zweifel daran, dass wir uns das Vergnügen Hund etwas kosten lassen. Ein österreichisches Forschungsteam hat ausgerechnet, dass ein Hundehalter von der Anschaffung bis zum eventuellen Einschläfern rund 14 000 Euro für sein Tier ausgibt. Tendenz steigend. Für dieses Geld könnte er sich einen Kleinwagen zulegen, der ein Hundeleben lang halten würde. An dieser Liebe zum Vierbeiner hat nicht einmal die Wirtschaftskrise etwas geändert. Tatsächlich ist die Hundebbranche einer der wenigen Wirtschaftszweige, der in den vergangenen Jahren deutliche Zuwächse verzeichnete. Mit anderen Worten: Es kann den Leuten noch so schlecht gehen, sie sparen lieber an sich als an ihren Hunden.

Dabei ist Deutschland kein ausgesprochenes Hundeland. Wir befinden uns in Wahrheit auf den hinteren Rängen, was die Zahlen der Hundehaltung betrifft. Nach der erwähnten Göttinger Studie leben in rund 13 Prozent der deutschen Haushalte Hunde, in Frankreich sind es dagegen satte 38 Prozent.

Es gibt keine Statistiken darüber, wie viele Hunde unseren Planeten als Haustiere bevölkern. Schätzungsweise sind es 400 Millionen. In reichen Regionen wie Europa oder den USA werden sie mit Biofutter ernährt, haben ihre eigenen Ärzte, Chiropraktiker, Osteopathen, Akupunkteure und Psychologen. Man schickt



sie auf Laufteppiche, in Day-Spas und Hundesalons. Es gibt Kitas für Hunde, Auslaufdienste, Hundebars, inzwischen sogar Schönheitschirurgen. Man kann Möpsen die Lidfalten liften lassen, Bulldoggen operativ die Atemschwierigkeiten lindern und kastrierten Männchen Silikonhoden einsetzen lassen. Das mag nach einem Witz klingen, aber tatsächlich hat sich eine amerikanische Firma darauf spezialisiert. Als der Unternehmer Gregg Miller seinen Hund Buck kastrieren ließ, war er überrascht zu sehen, dass die Hodensäcke des Bloodhound verschwunden waren, und er wollte Ersatz schaffen. Er gründete eine Firma und entwickelte Silikonhoden für kastrierte Hunde. 1995 wurden erstmals einem Rottweiler namens Max künstliche Hoden eingesetzt. Seither hat die Firma Neuticles eine halbe Million davon verkauft. Nicht nur in den USA, auch hierzulande sind die Auswüchse der Tierliebe manchmal beängstigend.

Selbst in asiatischen Ländern, in denen Hundehaltung aus unterschiedlichen kulturellen Gründen nicht zur Tradition gehört, sind Hunde inzwischen beliebt und begehrt. In China, wo das Verhältnis zu Hunden komplizierter ist, weil sie vom kommunistischen Regime als »bourgeoiser Zeitvertreib« deklariert und verboten waren, bleibt der Hund bis heute ein Privileg der Reichen. Zehn Millionen Yuan, also umgerechnet 1,1 Millionen Euro hat unlängst ein chinesischer Kohlemagnat für eine 80 Kilo schwere Tibetdogge bezahlt. Sicher lässt sich an diesem Preis nicht die Liebe zum Tier messen, aber doch der Status, den Hunde dort mittlerweile haben. Für Pekingese, die sich keinen Hund halten oder leisten können, existiert eine Hundefarm außerhalb der Stadt.

Noch verrückter treiben es die Japaner. In Tokyo beispielsweise boomt das Geschäft mit Leihhunden, die man sich für ein paar Stunden oder Tage ausborgen kann. James Hart, ein britischer IT-Spezialist, antwortete dem Londoner »Guardian« auf die Frage, warum er auf diesen Service zurückgreife: »Mein Sohn Kai liebt



Tiere, aber wir wollen den Ärger eines Vollzeittieres vermeiden. Wir leihen uns einen Hund, weil wir uns am Tier erfreuen wollen und nichts mit den unerfreulichen Dingen wie Saubermachen, Füttern oder gar Sterben zu tun haben wollen.«

Der japanische Leihhund, den man sich wie eine Designerhandtasche für mehrere Stunden oder einen ganzen Abend mieten kann, mag in unseren Augen der Gipfel der Absurdität sein, er zeigt jedoch, dass es bei manchen Menschen eine Art urzeitliches oder vorbewusstes Bedürfnis nach einem Hund gibt, selbst wenn wirklich alles dagegen spricht oder Hundehaltung per Gesetz oder Hausordnung unmöglich ist.

Das Café »Mad Dog Come« in Hongkong ist ein weiterer Ort, der solche Thesen belegt. Dort gibt es, in einem versteckten Obergeschoss der dichten Stadt, zu Musik und Getränken gratis freilaufende Hunde, mit denen die Gäste spielen dürfen. Wer die Szenen beobachtet, fühlt sich wie in einem absurden Film: Vor allem junge Leute, die sich zu Hause in der Regel auf extrem knappem Wohnraum mit ihrer Familie drängen müssen, knien neben Tischen, um weißen Retrievern und kurzhaarigen Dackeln die Ohren zu kraulen. Sie knipsen die heute unvermeidlichen »Selfies« von sich mit den Hunden und wirken, für ein paar Momente, sehr froh und glücklich in Gesellschaft der Tiere, die angesichts der überbordenden Zuneigung von allen Seiten freilich auch einen etwas gestressten Eindruck machen.

Aber woher kommt die Liebe zum Hund? Wird man schlicht als Hundenarr geboren, egal ob Deutscher, Franzose, Japaner, Chinese? Sicherlich spielt Erziehung eine nicht unwesentliche Rolle. Gleichzeitig muss es eine wenn nicht genetische, dann doch anthropologische Wurzel geben: Die allermeisten Kinder sind offenkundig »natürlich« neugierig auf Tiere, und viele sehen sich – selbst wenn die Eltern damit wenig am Hut haben – nach Haustieren und oft nach einem Hund. Eine plausible Erklärung dafür wäre, dass Kinder die interesselose Güte der Tiere



sofort erkennen; dass sie sich die Gesellschaft eines Lebewesens wünschen, das gern spielt, aber keine Bedingungen stellt; das nicht bestimmen will, aber zu allem bereit ist; das keine Verbote ausspricht, keine Grenzen setzt, schon allein, weil es der Sprache nicht mächtig ist. Ein Wesen auch, das nicht Mensch ist, darin liegt eine schwer zu erklärende Faszination.

In Zeiten, da ich selbst keinen Hund hatte, ertappte ich mich dabei, wie ich auf der Straße die Hand ausstreckte, um ein bisschen Fell zu berühren, wie ich mich vor mir unbekanntem Hunden, die brav vor Geschäften warteten, niederkniete und Freundschaft schloss. Ich kam mir zuweilen vor wie eine Frau mit unerfülltem Kinderwunsch. Ich weiß bis heute nicht, warum das so ist.

Ich kann nur sagen, wann es begann. Es war in Berlin vor einem Edeka-Markt. Da saß angebunden Kessie. Es war in den Siebzigerjahren, ich war gerade zehn Jahre alt. Wenn überhaupt. Kessie war eine Pudelhündin, kein süßer Welpe, eher eine etwas ungepflegte Dame. Aber meine Mutter und mich erinnerte sie an Axel, den verstorbenen Pudelrüden meiner Schwester. Als die Besitzerin mit Tüten beladen herauskam, sagte sie nur: »Wissen Sie was, den können Sie gleich mütnehmen. Ich hab die Schnauze jestrichen voll von da Töle.« Schnell wurde der Preis verhandelt. Meine Mutter zog einen Hundertmarkschein aus ihrem Portemonnaie und der Deal war perfekt. Wir nahmen Kessie, so wie sie war, mit nach Hause. Und das war natürlich ein Fehler.

Kessie sollte Axel ersetzen, was bekanntlich unmöglich ist. Ein lebender Hund kann keinen toten ersetzen. Er mag von gleicher Rasse, gleichem Geschlecht sein, er ist in jedem Fall anders. In diesem Fall konnte man sagen: ausgesprochen anders. Axel war unser erster Hund, genau gesagt, der erste meiner Schwester. Sie hatte ihn zum Geburtstag bekommen, ein hübscher, fröhlicher Pudel, der Traum eines jeden kleinen Mädchens. Aber dann passierte das Unglück: Auf dem Weg zur Oma überquerte er die



Kaiserin-Augusta-Straße, weil eine Nachbarin, die auf der anderen Seite stand, ihn gerufen hatte. Und dort, im verschlafenen Tempelhof, wo damals eigentlich kein Verkehr herrschte, raste in diesem Augenblick ein Auto vorbei. Axel kam unter die Räder. Er schaffte es gerade noch so, zu uns zurückzulaufen. Dann legte er sich vor unsere Füße und starb. Aus seiner Nase lief ein dünner Faden Blut. Der Fahrer, sturzbesoffen, schaute sich sein Werk verlegen an, setzte sich wieder ins Auto und fuhr fort. Mir blieb für ewig die Erinnerung an den toten Hund: eingewickelt in ein weißes Laken, in dem wir ihn nach Hause transportiert haben, um ihn im Garten zu begraben.

Axel wäre vielleicht ein großer Freund geworden, Kessie aber erwies sich als bissigster und zickigster Hund des Erdballs. Es mag Hunde geben, die Sessel auffressen oder Staubsauger auseinandernehmen. Aber das ist nichts gegen das Biest, das wir uns ins Haus geholt hatten. Wenn man auf dem Sofa saß, durfte man die Füße nicht bewegen, sonst schnappte sie hinein. Sie war böse und was noch schlimmer war: unberechenbar.

Hunde kann man nicht umtauschen, schon gar nicht die, die man vor dem Supermarkt kauft. Wir hatten Kessie und mussten mit ihr zurechtkommen. Ganz sicher hatte sie bis zu ihrer Ankunft bei uns kein sehr schönes Hundeleben geführt. Ganz sicher war sie gequält und misshandelt worden. Aber damals gab es noch keinen Hundeflüsterer, keine Verhaltenstherapeuten für verschreckte oder seelisch gestörte Hunde. Wir mussten Kessie nehmen, wie sie war, oder einschläfern lassen. Aber das kam natürlich nicht in Frage, so wenig wie Aussetzen.

Da sie mit dem Aussehen einiges, nichts aber mit dem Charakter von Axel gemein hatte, kümmerte sich meine Schwester bald nicht mehr um sie. Ich wurde unausgesprochen zu ihrer Besitzerin und erledigte die Pflichten, drei Mal täglich, mindestens. Und einmal erwies sie mir sogar gute Dienste: Das war der Morgen, als ein Exhibitionist vor mir die Hosen runterließ. Er muss der



irrigen Annahme aufgesessen sein, dass kleine Pudel freundliche Wesen sind, und legte munter los mit eifrigen Handbewegungen. Ich stand wie angewurzelt da, fassungs- und sprachlos. Aber Kessie zögerte nicht lange, bellte lautstark und stürzte wie aufgezogen auf den Mann los, und ich sah nur noch zu, wie er mit heruntergelassenen Hosen mühsam stolpernd wieder in dem Gebüsch verschwand, aus dem er kurz zuvor aufgetaucht war. Es war ein lächerlicher Anblick und somit ein schöner Sieg, den ich davongetragen habe mit Kessie. Der einzige.

Ansonsten zog dieser Giftzwerg nur Hass auf sich. Unser Untermieter machte sich einen Spaß daraus, das Tier zu quälen. Wenn es unter dem Sofa lag und in seine Füße biss, griff er zum Besen, mit dem er wütend unter dem Sofa stocherte, um den Hund vorzujagen. Sein Hass auf ihn war bald so groß, dass ich Kessie in mein Zimmer sperrte, wenn ich das Haus verließ. Aber da ich keine Schlüssel für das Zimmer hatte, verdächtige ich den Untermieter bald, den Hund weiter zu drangsalieren. Ich hatte Recht. Fortan legte ich Papierschnipsel unter meine Tür. Wenn der Schnipsel verschwunden war, wusste ich, jemand hatte die Tür geöffnet. Der Hund, der einmal gequält worden war, wurde weiter gequält. Ich war ein Kind und konnte nicht viel mehr für ihn tun. Aber das bisschen Schutz, das ich ihm bot, bezahlte er mit absoluter Treue.

Meine Schwester kaufte sich bald darauf eine Cockerspanielhündin von ihrem Taschengeld. Biene hieß sie. Anfangs war ich begeistert, dachte mir, dass wir nun endlich gemeinsam Gassi gehen könnten. Aber auch das war natürlich ein Irrtum. Fortan hatte ich zwei Hunde, die ich versorgte. Später kamen Athos und Jelka zu uns, zwei Schäferhunde, die mein Vater für sein Warenlager angeschafft hatte. Sie sollten die Firma bewachen. Im Winter spannten wir sie vor den Schlitten, und zusammengenommen sollen diese Geschichten alle nur sagen: Hunde waren für mich von Anfang an selbstverständlich. Obwohl ich in einer Großstadt

wie Berlin aufwuchs, gehörten sie einfach zu meinem Leben dazu, und das war immer gut so.

Doch Kindheitsmuster allein können es nicht sein, warum manche Menschen enorm viel Zeit und Geld opfern, um ihr Leben mit einem Hund zu teilen. »Wir sind auf existenzielle Weise vereinsamt«, sagt der amerikanische Autor Jon Katz, der zahlreiche Bestseller über sein Leben mit Hunden geschrieben hat. Befragt, warum sich so viele Menschen für Hunde und seine Bücher begeistern, führt er an: »Wir suchen Nähe, Unterstützung, Zuneigung und Liebe, wir brauchen solche Bindungen und wenden uns Hunden zu, die diese Aufgabe auf phantastische Weise erfüllen.«

Der Hund ist zum natürlichen Verbündeten im Kampf gegen die Einsamkeit geworden. Man kann diese Entwicklung bedauerlich finden, wie Ralf Hoppe, der unter dem Titel »Hunderepublik« im »Spiegel« kürzlich eine melancholische Bestandsaufnahme in Sachen Hund veröffentlichte und seine Nachbarin beschrieb, die mit ihrer Hündin rede wie mit einem Menschen. Zwischen den Zeilen spürte man das Mitleid und vielleicht sogar ein Stück Verachtung, die Hoppe für die vereinsamte alte Dame empfindet, die ihre Leere mit einem Hund möbliert. Die Hundedichte in seinem Dorf bei Hamburg liege bei gefühlten 99 Prozent, notiert Hoppe. Die Betonung liegt wohl gemerkt auf »gefühlte«. Hunde würden gehalten wie verwöhnte Kleinkinder, behandelt wie ewige Teenager und, so seine Kritik, sie würden die Familien nicht mehr vervollständigen, sondern schlichtweg ersetzen. Mit anderen Worten: Die meisten holen sich mit dem Hund Menschen- oder Kinderersatz ins Haus.

Das mag in Einzelfällen sicher zutreffen und wäre selbst dann, warum denn nicht, vollkommen legitim. Warum sollte man einer alten Dame vorwerfen, ihre Einsamkeit durch ein Lebewesen erträglicher zu gestalten? Warum sollte ein Alleinstehender, der kein Kind adoptieren oder keine sozialen Experimente mit der



Nachbarin wagen will, nicht in seiner Liebe zu seinem Jack Russell aufgehen?

Es kommt mir aus der französischen Ferne sehr deutsch vor, zu beklagen, dass alte, einsame Menschen in Hunden eine Stütze und freundliche Begleitung finden. Ich habe nicht das Gefühl, dass man sich hier in Paris über jemanden erheben würde, nur weil er mit seinem Tier spricht wie mit einem Menschen. Fest steht, dass sich unsere Lebenswelt in den vergangenen zehn, zwanzig Jahren auf schwindelerregende Weise verändert hat. Kein Wunder, dass auch Hunde in ihr eine andere Rolle spielen, eine neue Funktion übernehmen müssen.

Tatsächlich kommunizieren wir beständig, aber meistens nur über Bildschirme. Wir haben sagenhaft viele Facebook-Freunde, aber wenn wir krank sind und Pflege brauchen, drängeln sie sich nicht vor der Tür. Sie leben ja auch in Australien oder Usbekistan. Es ist eine Scheinnähe, die uns in Wahrheit ziemlich alleine dastehen lässt. Kein Wunder, dass mehr und mehr Menschen von einem Leben auf dem Land träumen, von einem vordigitalen Zustand. Diejenigen, die ihre Arbeit an die Städte bindet, versuchen, sich immerhin kleine ländliche Paradiese außerhalb der urbanen Ballungsräume zu leisten. Der Erfolg eines Magazins wie ›Landlust‹ ist ein Symptom dieser Sehnsucht nach Natur: Die Menschen wollen ein entschleunigtes, einfaches Leben führen. Sie wollen zurück zur Natur, obwohl das natürlich in der Regel ein Traum bleiben muss. Wir können uns nicht alle in Bauern oder Gemüsezüchter verwandeln oder unser Geld durch Fernarbeit verdienen.

Hunde können für Städter in gewisser Weise die Verbindung zu jenem paradiesischen Urzustand wiederherstellen, von dem wir nur noch eine leise Ahnung haben. Sie können das besonders gut, weil sie eine der ganz wenigen domestizierten Tierarten sind, die sich so grundsätzlich auf den Menschen eingelassen haben, dass wir sie nicht einsperren, an Ketten legen oder in Käfigen



halten müssen: Hunde schließen sich uns freiwillig an. Sie laufen nicht weg. Sie bleiben bei uns. Sie lieben uns. Wenn es nach ihnen ginge, würden sie uns auf Schritt und Tritt begleiten, egal wohin. Sie würden mit in die Schule gehen, mit ins Büro, ins Kino, und keine Krankenhausregel würde sie davon abhalten können, bei Herrchen oder Frauchen zu bleiben, wenn sie erkranken.

Zwischen Mensch und Hund hat sich, so schreibt der britische Psychologe und Hundexperte Roger Mugford, eine »fast perfekte Partnerschaft« entwickelt. Zeit dafür war jedenfalls genug, denn bereits vor zwölf- bis vierzehntausend Jahren, so Mugford, haben sich Menschen in Europa und Mittelasien mit Hunden begraben lassen. Jüngste Funde belegen, dass es schon vor 30 000 Jahren Hunde als Haustiere gegeben hat. Das zweitälteste Haustier, die Ziege, wurde erst 20 000 Jahre später gezähmt.

Mit dem Hund holen wir uns ein Lebewesen ins Haus, das uns einerseits der Natur näherbringt, aber zugleich ungeheuer anpassungsfähig ist und ganz offensichtlich Spaß daran hat, sich auf unsere Welt einzustellen. Hunde sind lernbegierig und enorm formbar. Mehr noch: Sie können Mitgefühl entwickeln, Empathie zeigen. Sie gähnen, wenn wir gähnen, sie spüren, wenn wir leiden, sie trösten uns sogar. Es gibt inzwischen meterweise Fachliteratur, die belegt, wie klug Hunde sind, dass sie unsere Intentionen durchaus erkennen, unsere Körpersprache lesen können.

Die deutsche Psychologin Juliane Kaminski beispielsweise hat interessante Studien darüber veröffentlicht, was Hunde verstehen, wie viele Wörter sie lernen können. Der Border Collie Rico etwa hat es auf über 200 gebracht, Artgenossin Betsy auf sagenhafte 340. Sogar Objektkategorien können Hunde nachweislich unterscheiden. Sie wissen nicht nur, was Spielzeuge sind, sondern sind sogar in der Lage, hierbei zwischen einzelnen Bällen zu differenzieren, und dass mit dem Begriff »Frisbee« alle Wurfscheiben gemeint sind, wissen sie auch. Fellow, der Hund von Jacob Herbert aus Detroit, verstand angeblich sogar ganze



Wortgruppen wie »Geh meine Handschuhe holen«. Wie es dazu kam? Anscheinend hat es genügt, dass Herbert mit seinem Hund grundsätzlich wie mit einem Kind gesprochen hat.

»Das Genie von Hunden besteht in ihrer Fähigkeit, menschliche Kommunikation zu verstehen, und in ihrer Motivation, mit uns zu kooperieren«, schreiben Brian Hare und Vanessa Woods in ihrem Buch ›The Genius of Dogs‹. Dieses *Genie* oder wie immer man es nennen mag, ist der Grund dafür, dass man Hunde so leicht trainieren kann. Es ist beeindruckend, wie viel man einem cleveren Zeitgenossen auf vier Beinen mit Einsatz von Zeit und zahlreichen Leckerbissen beibringen kann. »Geh und hol die Zeitung aus dem Briefkasten« ist da sicher nur eine der einfachsten Übungen. Man sollte Hunde dennoch nicht für intelligenter halten oder menschlicher machen, als sie sind.

Unbestritten verfügen Hunde aber über eine Form von emotionaler Intelligenz. Hundehalter behaupten ja oft, dass ihr Hund sie verstehe. Inzwischen konnten ungarische Forscher nachweisen, wieso. Mithilfe einer Magnetresonanztomografie (MRT) haben sie die Gehirnaktivität von Hunden analysiert, wenn ihnen Aufnahmen von menschlichen Stimmen vorgespielt wurden. Darunter war helles Gelächter, lautes Weinen, klägliches Winseln und etliches mehr. Dieselben Geräusche wurden Menschen vorgespielt. Herauskam, dass beim Hund wie beim Menschen eine ganz ähnliche Hirnregion für die Verarbeitung menschlicher Stimmen zuständig ist: der Temporallappen, die hinterste Stelle des Temporallappens.

»Wir haben herausgefunden, dass diese Region im Hundehirn existiert, was per se eine Überraschung ist. Denn wir sehen das zum ersten Mal bei einem Tier, das kein Primat ist«, erklärte der Wissenschaftler Attila Andics in einem Interview mit dem englischen Sender BBC und fügte hinzu: »Wir wissen, dass Hunde sehr gut darin sind, sich auf die Gefühle ihrer Besitzer einzustellen. Genauso wissen wir, dass ein Hundebesitzer Gefühls-

